



Horst Prosch  
**Blaue Bäume**

KOMMISSAR BRENDLES ERSTER FALL

KRIMINALROMAN · ARS VIVENDI

Horst Prosch

# Blaue Bäume

Kommissar Brendles erster Fall

Kriminalroman

ars vivendi

Originalausgabe

Erste Auflage April 2014  
© 2014 by ars vivendi verlag  
GmbH & Co. KG, Cadolzburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Lektorat: Stephan Naguschewski  
Umschlaggestaltung: ars vivendi verlag unter  
Verwendung einer Fotografie von prenz66/photocase.com  
Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-417-8

Die Bäume hätten eingreifen müssen. Dazwischengehen. Damit es nicht passiert.

Sie haben sich nicht von der Stelle bewegt. Keinen Millimeter. Als wären sie fest in dem Fliesenboden verwurzelt.

Und nun liegt er da und rührt sich nicht.

Er schreit nicht, atmet nicht. Und ich habe Angst, ein bisschen.

Ich könnte mir jetzt ein Lied denken.

Ein kleines, leises Lied, bestehend aus sieben Oktaven. Das könnte ich Helmut vorspielen, in langen, einsamen Nächten, wenn ich auf ihn warte.

Aber wie hört sich ein kleines, ängstliches Lied an?

Gequält? Mit vorsichtigem Anschlag?

Verklungenes Herzzucken?

Ein halber Akkord?

Vielleicht ist so ein kleines, ängstliches Lied wie ein Abgesang. Eine Erinnerung an etwas, das schon vorüber ist.

Was soll ich Helmut erzählen, wenn er wiederkommt? Helmut schiebt mich manchmal vom kleinen Raum hinüber in den großen Raum. Er berührt mich dann mit seinen Händen, das ist ein schönes Gefühl.

Helmut, könnte ich spielen. Da ist etwas, das muss ich dir erzählen. Da war etwas. Es ist noch immer da. Hör mal. Schau mal. Und dann spiele ich ihm das Lied vor, das ich mir jetzt denke. Sieben große Oktaven. Rauf und runter. Und ich stelle mir vor, dass ein Pianist mit seinen zarten Fingern vor meiner Tastatur sitzt, weißes Hemd, schwarze Hose, schwarzes Sakko.

Mir fällt kein Lied ein, kein einziger Ton.

Ich überlege, ob es Sinn macht, zu rufen.

Helmut? Bist du da?

Keine Antwort.

Vielleicht war es zu leise.

Dr. Helmut Gabelmann, du Mann für alles im Kunsthaus  
Reitbahn in Ansbach, kannst du mich hören?

Wenn jetzt ein Pianist vor meiner Tastatur sitzen würde,  
was würde er tun?

Den Fuß vorsichtig vom Pedal lösen?

Unter sich blicken?

Hilflos den Rat des Publikums suchen?

Vielleicht schaut er langsam auf, hofft auf eine Eingebung  
zwischen den Notenblättern, auf etwas, das ihm weiterhilft.

Aber er kann dort nichts finden.

Und dann blättert er.

Vor und zurück, immer wieder. Als würde er in der Par-  
titur finden, wonach er sucht.

Aber da ist nichts.

Keine einzige Note könnte beschreiben, was der Pianist  
unter sich sieht.

Es folgt sein Blick ins Publikum, zur ersten Reihe, wo die  
Damen die Beine übereinandergeschlagen haben, die Hände  
züchtig über dem Rock gefaltet.

Fragen liegen in seinem Blick.

So viele Fragen.

Was mache ich jetzt?

Helfen Sie mir doch, so helfen Sie mir!

Keine Antwort.

Ist ein Arzt unter Ihnen?

Kann jemand Erste Hilfe?

Wieder dieses Schweigen.

Andere Frage.

Kann jemand *letzte* Hilfe?

Vielleicht würde der Pianist, um keine Panik entstehen zu lassen, leise den Deckel des Konzertflügels schließen, die Notenblätter zusammensuchen, sich diese unter den Arm klemmen und mit kleinen Schritten zum Ausgang schleichen.

Tür auf, ganz vorsichtig, um kein unnötiges Geräusch zu verursachen. Dann die Tür wieder zu, ebenso behutsam. Er stoppt ihre Bewegung, hält das Türblatt fest und lässt es sanft ins Schloss gleiten.

Dann geht er ein paar Schritte.

Zunächst langsam, wird dann schneller, immer schneller.

Er würde auf das Honorar verzichten, auf den Beifall des Publikums. Und dann würde der Pianist zu laufen beginnen. Die Notenblätter würden die Spur seiner Flucht auf dem Pflaster in der Reitbahn zeichnen. Fort von hier, nur fort von hier.

Vielleicht ist der arme Kerl in seinem Leben noch niemals so schnell gewesen. Nun läuft er davon, hetzt über die Reitbahn, stolpert mit seinen feinen, glatten, schwarz polierten Schuhen über das grobe Kopfsteinpflaster, seine Frisur wird zerstört, Schweißperlen zeigen sich auf seiner Stirn, und der Pianist ward nicht mehr im Kunsthaus zu Ansbach gesehen.

Ich kann nicht davonlaufen. Ich könnte nur verschoben werden. Vom großen Raum zurück ins Kabinett. Dr. Helmut Gabelmann hat so schöne, zärtliche Hände.

Was er zu diesem Anblick unter mir sagen wird?

Er ist der Chef hier.

Mir fehlen die Töne.

Das ist selten.

Ich bin, wenn es sein muss, ein ganzes Orchester, verfüge über mehr als sieben Oktaven. Doch nun?

Ein kleines Meer entsteht.

Ein rotes Meer.

Darin liegen ein Sakko, zwei Arme, ein verdrehter Kopf.

Leise fällt die Tür ins Schloss.

Dann ist Stille.

Brendle sah aus, als hätte er seit Tagen nicht geschlafen. Sein Gesicht war zerkrautsch, die Haare struppig und ungepflegt. Das Hemd hing ihm halb aus der abgewetzten Hose, den Schnürsenkel des rechten Wanderschuhs schleifte er wie ein Anhängsel hinter sich her. Am Konzertflügel angekommen bückte er sich und warf einen kurzen Blick auf das, was sich auf den Fliesen abzeichnete.

Das ist also mein erster Fall hier, dachte er. Mein erster westmittelfränkischer Toter. Eine interessante Lage. Niemand baumelt schlaff von der Decke, statt vergammeltem Mobiliar in einer Hinterhauswohnung grinsen wilde Pinselstriche von den Wänden, und die Leiche liegt unter einem Klavier. Schaulustige gibt es bis jetzt auch nicht.

Brendle schaute sich flüchtig um. Außer einem älteren Herrn, der ein paar Meter neben dem Klavier stand und etwas steif die Hände hinter dem Rücken verbarg, war niemand zu sehen.

»Brendle«, knurrte der Kommissar und reichte dem Herrn seine Visitenkarte. »Und mit wem habe ich es zu tun?«

»Dr. Gabelmann. Ich bin der Leiter des Kunsthauses.«

Brendle sagte nichts. Fürs Erste. Das war eine Angewohnheit von ihm. Lieber erst einmal nichts sagen. Mal sehen, was die anderen dann taten. Wie sie reagierten. Ob sie bestürzt waren oder belustigt. Oder angewidert. Vielleicht auch erleichtert. Es gab viele Möglichkeiten.

»Kannten Sie den Toten?«, fragte er schließlich.

Dr. Gabelmann nickte. »Ja. Sein Name ist Eduard Lieblich.«

Brendle kratzte sich geräuschvoll und ausgiebig am Hinterkopf. Dann beugte er sich zu seinen Schuhen und machte in den rechten Schnürsenkel eine Schleife.

»Wissen Sie«, sagte er, nachdem er umständlich mit den Enden der Schnürsenkel hantiert und sich wieder aufgerichtet hatte. »Wissen Sie, ich hasse es, Kriminalfälle auf dem Land aufzuklären. Deswegen war ich bisher auch in München tätig. Kriminalfälle auf dem Land sind gerade in Mode. Allerorten wird gemordet. So was nennt man auch Regionalkrimis. Als hätten die Leute nichts Besseres zu tun, als sich in der Region gegenseitig möglichst publikumswirksam umzubringen. Oder umbringen zu lassen. Und dann sinken die Darsteller theatralisch und mit einem breiten Grinsen im Gesicht auf die Bretter. Das wirkt manchmal wie Bauerntheater. Sie wissen, was ich meine. Und ich muss über schlechte und matschverschmierte Straßen zu kleinen Orten fahren, versae mir meinen Wagen und finde irgendwo in der Provinz ein übel zugerichtetes Menschlein. Aufgehängt. Zerstückelt. Erschossen. Oder vergiftet. Manchmal ist das einfach aufzuklären, meistens leider nicht. Oft ist der Mörder der Gärtner. Oder die Ehefrau. Also, machen wir es kurz: Wo ist euer Gärtner?«

»Wir haben keinen Gärtner.« Dr. Helmut Gabelmann sprach sehr leise, als sei es ihm peinlich. »Und wir haben auch keinen Garten. Wir sind ein Kunsthaus.«

»Das ist schade. Und gleichzeitig schrecklich.«

»Was ist an einem Kunsthaus schrecklich?«

Brendle sah sich um. Er ging zwei Schritte auf eine Wand mit Bildern zu, dabei löste sich der Schnürsenkel wieder.

»Das hier zum Beispiel. Was ist das?«

»Ein Triptychon.«

Brendle zog die Augenbrauen nach oben.

»Was für ein Sifon ...?«

»Das hat nichts mit einem Sanitärabflussrohr zu tun. Ein Triptychon ist ein Bild, das aus drei Bildern besteht. Sie gehören zusammen.«

»Und warum malt man das nicht gleich alles zusammen auf eine Leinwand?«

»Dann wäre es kein Triptychon.«

»Aha.«

Brendle trat zwei Meter zurück. Er ließ das Bild auf sich wirken.

»Ich sehe nur drei Farben. In der Mitte Dunkelrot. Rechts Hellrot. Links Grün. Darauf ein paar wilde, blaue Pinselstriche. Erinnert mich irgendwie an einen Urwald in Flammen, aus dem blaue Affen flüchten. Passt das zusammen?«

»Wenn Sie etwas über die Bedeutung wissen wollen, dann bitte ich Sie, mit der Künstlerin zu sprechen.«

»Ist das die Ehefrau von dem ...?«

Brendle deutete mit dem Kopf in Richtung Flügel.

»Von Eduard Lieblich?«

»Ja, genau. Ist das die Ehefrau von dem Toten?«

»Nein.«

»Die will ich sehen.«

»Wen?«

Dr. Gabelmann war irritiert. Der Herr vor ihm sprach in Rätseln. Vielleicht war er verwirrt. Nach einem Kommissar hörte er sich nicht an.

»Na, die Frau Lieblich. Ich denke doch, sie wurde bereits verständigt, oder?«

Dr. Gabelmann schüttelte fast unmerklich den Kopf.

»Nein«, sagte er leise. Es war ihm peinlich. Ihm war alles peinlich. Der Tote. Sein wertvoller Konzertflügel, der wie ein Baldachin über Eduard Lieblich schwebte. Vor allem aber

war ihm dieser komische Vogel Brendle zuwider. Mehr als das. Von dem hatte er hier in Ansbach noch nie etwas gehört. Konnten die nicht einen Beamten schicken, der etwas feinfühlicher war? Er hatte sich nicht einmal den Dienstausweis zeigen lassen. Das musste er nachholen, irgendwann. Visitenkarten konnte sich jeder drucken lassen.

Dr. Gabelmann überlegte, ob er als Überraschungsgast in ein modernes Theaterstück geraten war. Das Theater von Ansbach war nur einen Steinwurf entfernt. Vielleicht probten sie gerade ein neues Stück. Spontane Comedy im Kunsthaus, um eine Brücke zwischen den beiden Kulturstätten zu schlagen. Titel: Wie Kommissar Brendle den ehrenwerten Dr. Helmut Gabelmann aus der Fassung brachte.

Oder er träumte. Vielleicht sollte er sich in den Arm kneifen. Aber wie würde das Brendle gegenüber aussehen.

Vielleicht gehörte der Auftritt von Brendle zu einer Inszenierung der aktuellen Ausstellung *Blaue Bäume*, den sich einer der beteiligten Künstler als Gag ausgedacht hatte. Wirklich dumm wäre es, wenn der Tote in der Blutlache nur eine Attrappe wäre. Aber das war er nicht. Der Tote war Eduard Lieblich, das war eindeutig. Dafür kannte Dr. Gabelmann ihn zu gut.

»Und, was ist jetzt mit Frau Lieblich?«

Die Stimme von Brendle holte Dr. Gabelmann in die Wirklichkeit zurück.

»Ich weiß nicht, wo sie sich gerade aufhält.«

Brendle blickte irritiert. »Was?«

»Ist das nicht Ihre Aufgabe, sich um die Angehörigen zu kümmern?«

Brendle machte eine abwertende Handbewegung. Als wäre ihm das zu viel Arbeit.

Dr. Gabelmann flüchtete sich in einen Angriff.

»Bin ich der Ehemann von Frau Lieblich?«

Brendle schwieg.

Dr. Gabelmann hakte nach.

»Wissen Sie immer, wo sich Ihre Frau gerade aufhält?«

»Meine Frau geht Sie nichts an.«

»Sehen Sie.«

Dr. Gabelmann gewann seine Sicherheit zurück.

»Haben Sie überhaupt eine Frau?« Er musterte Brendle von Kopf bis Fuß.

Brendle hatte keine Lust, auf diese Frage zu antworten. *Er* stellte hier die Fragen. Antworten mussten die anderen. Er war dienstlich unterwegs. Eigentlich war er immer dienstlich unterwegs, das Privatleben hatte sich unterzuordnen.

»Schluss jetzt.« Brendle bückte sich und verknotete seinen losen Schnürsenkel. Er tat es umständlich, wickelte sich die beiden Fäden mehrmals um die Finger, dann ums Handgelenk, streifte die Schnüre herunter und stopfte sie zwischen Stiefelschaft und Socken.

»Gibt es Zeugen?«

Dr. Gabelmann zuckte mit den Schultern. »Die morgendliche Aufsicht hat ihn entdeckt. Aber erst eine halbe Stunde, nachdem sie das Kunsthaus betreten hatte.«

Brendle versuchte, ruhig zu bleiben. Ihn nervte das hier schon jetzt. Ihn nervte alles. Ansbach. Das Kunsthaus. Wäre er nur in München geblieben. »Und was hat sie gemacht, bis sie den Toten entdeckt hat? Sich Bilder angeschaut?«

Der Kommissar warf einen zweifelnden Blick auf die Wände. Dort wimmelte es nur so von ungezähmten Pinselstrichen. Und alles war auf irgendeine Weise mit einem blauen Baum versehen. Vorne. Hinten. Oben. Unten. Rechts, links, mittig. Winzig oder monumental. Manchmal ragte ein blauer Ast ins Bild. Wuchs seitlich durch ein Möbelstück. Oder er

fiel von der Decke herunter. Zumindest schien es so. Um eine Säule herum tanzten blaue Gestalten einen wilden Reigen. Es wirkte, als hätten die Typen sich mit Whisky zugeschüttet und als Bäume verkleidet. Und anschließend alles in Blau auf die Leinwand gepinselt. Besoffene Kreaturen. Trunkene Bäume. Vielleicht waren sie glücklich. Oder die Farbe Blau sollte die Treue ausdrücken. Treue, blaue Bäume. Eine merkwürdige Vorstellung, aber doch in gewissem Sinn passend. Aus der Reihe tanzte nur dieses Triptychon ganz vorne. Vielleicht war das handwerklich sogar gut gemacht. Komisch war es trotzdem. Er konnte mit Kunst nichts anfangen.

Brendle versuchte sachlich zu bleiben. Kunstwerke hatten bei Ermittlungen nichts zu bedeuten.

»Wer hatte heute Morgen Aufsicht?«

»Susanne März.«

»Kann ich sie sprechen?«

»Sie ist beim Arzt.«

Brendle verdrehte die Augen. Das ging ja gut los.

»Am Sonntag?«

»Beim Notdienst.«

»Was macht die jetzt beim Notdienst? Hat sie Kreislaufprobleme bekommen, nachdem sie Herrn Lieblich unter dem Klavierdings liegen sah? Oder ist ihr vor lauter blauen Bäumen übel geworden?«

»Sie hatte eine wichtige Angelegenheit zu erledigen.«

»Ich dachte, sie hat Aufsicht?«

Hier passt ja nichts zusammen, dachte Brendle. Die Person, die den Toten entdeckt, verlässt den Tatort, um eine wichtige Angelegenheit beim Arzt wahrzunehmen. Gab es etwas Wichtigeres, als der Kripo auf Fragen die entsprechenden Antworten zu geben? Das war schon mal verdächtig. Sehr verdächtig.

»Ich habe ihr dafür freigegeben.«

Brendle schaute zum Fenster hinaus. Er brauchte Luft. Frische Luft. Das hatte nichts mit dem Toten unter dem Konzertflügel zu tun.

»Ich wusste, dass mir das hier keinen Spaß machen wird«, murmelte er. »Zustände sind das ... Zustände.«

Das Gesicht von Brendle sprach Bände. Er hasste diesen Tag, er hasste diesen Ort, es war ihm alles zuwider. Etwas Dümmeres hätte ihm heute kaum passieren können. Ein Toter in einem Kunsthaus, der sich als letzte Ruhestätte den Platz unter einem Konzertflügel ausgesucht hatte. Oder dort abgelegt worden war. Oder an diesen Ort geschleift worden war. Das würde noch untersucht werden müssen. Vielleicht war Herr Lieblich auch vom Tasteninstrument überrollt worden. Oder vom Hausmeister beim verbotenen Klavierspielen ertappt worden. Und dann. Zack. Oder wie auch immer. Als Folge trat der Tod ein. Eine martialische Strafe für eine minimale Tat. Auszuschließen war hier nichts. Wie es aussah, musste er bei diesem Fall ganz andere Wege gehen. Einen Mord in einem Kunsthaus hatte er noch nicht. Es war seine Premiere.

Gelangweilt schlenderte Brendle durch die Ausstellung. Neben den Bildern und Objekten waren Schilder mit den Namen der Künstler und der Bezeichnung der Werke angebracht. Nicht nur ein Künstler stellte hier aus, es schien eine ganze Gruppe zu sein, die sich zu einem bestimmten Thema Gedanken gemacht haben musste. Das Thema schien »Blaue Bäume« zu sein. Denn beinahe in jedem Bild, bei jeder Skulptur war ein blauer Baum oder ein blauer Ast zu entdecken. Die blauen Bäume schwebten über den Himmel, reckten ihre Äste über Feldwege und bildeten darüber eine Überdachung. Blaue Bäume wuchsen Hauswände entlang

und griffen mit ihren Ästen in die Privatgemächer der Bewohner. Hier roch es überall nach Kunst. Nach Sinnbildern. Nach Sinnverstecken.

In einem zweiten, etwas kleineren Raum ragte ein Wald aus dünnen, blau angestrichenen Baumstämmen fast bis an die Decke hinauf. Es war Kiefernholz. Ein paar dürre, weiße Birken waren auch darunter. Für Brendle waren es nichts weiter als dünne Stecken, die ebenso gut als Brennholz hätten dienen können. Das angemalte Brennholz war provisorisch auf Metallplatten befestigt. Die blauen Bäume hatten keine Äste, keine Wurzeln, nichts. Nur ihren blauen Stamm. Manchmal auch ein blaues Blatt. An einem der Stämme hing ein einzelnes rotes Blatt. Sonst nichts. Auch das muss Kunst sein, dachte Brendle. Ein rotes Blatt an einem blauen Kiefernholzstamm. Wer sich so etwas ausdachte, konnte doch in der Schule nicht richtig aufgepasst haben, oder? Kiefernholz hatte Nadeln, keine Blätter.

Er stand ratlos in diesem kleinen Wald. Es gab keinen Weg durch die blauen Bäume, keine Markierungen. Ein bisschen Moos auf dem Fußboden hätte die blauen Stecken vielleicht wirklich an einen Wald erinnern lassen, aber so?

Brendle musste hier raus. Die blauen Bäume irritierten ihn. Sie lenkten ihn ab und brachten ihn nicht weiter. Langsam schritt er die Reihe der Bilder ab, die an den Wänden hingen, arbeitete sich zum Eingang des Kunsthauses vor und entdeckte eine rote Spur, die sich auf dem Fußboden dahinzog. Hier ein Tropfen, dort ein Tropfen. Dann wieder ein paar Meter nichts. Das musste er untersuchen lassen. Und dieser kleine Fleck neben einem Bild an der Wand am Eingang, war der nicht leicht rötlich? Wie Blut, nur leicht verschmiert? Es sah so aus, als seien auch an dem Bild direkt daneben Spuren einer Beschädigung zu entdecken. Kleine Abschürfungen am

Rand, als sei jemand daran gestoßen und dabei abgerutscht. Er musste die Spurensicherung darauf hinweisen. Das Bild hieß wie die Ausstellung selbst *Blaue Bäume*. Es zeigte einige abstrakte, blaue Bäume vor einer Hügelandschaft und war von der Künstlerin Margarete von Blumen angefertigt worden. Ein seltsamer Name, überlegte Brendle. Der fällt auf. Den kann man sich merken. Verarmter Adel?

In seiner Schläfe kündigten sich Kopfschmerzen an. Ein diffuses Spannungsgefühl in der Nähe des linken Auges, wie die Vorboten eines aufziehenden Sturms. Auch das noch.

Solche Tage wie dieser hatten die Eigenschaft, sich endlos in die Länge zu ziehen. Er rieb sich mit den Fingern über die Schläfe und hoffte, er könne dieses Gefühl verscheuchen. Vielleicht war er deswegen so ungehalten, so genervt. Wetterumschwünge spürte er manchmal bereits, da hatten die Leute vom Wetterbericht noch nicht einmal eine Ahnung vom nächsten Tief. Da gaukelte das Tief noch als laues Lüftchen durch den Golf von Mexiko, und bei ihm machte es sich in einem stechenden Schmerz in der Schläfe bemerkbar. Aber vielleicht bildete er sich auch alles nur ein. Wetterfähigkeit war etwas für Frauen. Hoffte er.

Brendle war nach seinem Rundgang durch das Kunsthaus wieder neben dem Konzertflügel angekommen. Von dort aus blickte er durch die großen Fenster auf die Straße und musterte die Schaulustigen, die sich inzwischen in der Reitbahn versammelt hatten. Wie die schauten. Und drängelten. Und plötzlich nichts anderes zu tun hatten, als hier an diesem Ort spazieren zu gehen. So früh am Sonntagmorgen. Sonst wälzten sie sich doch auch bis in die Mittagsstunden mit der Gemahlin im Bett und gingen ehelichen Verpflichtungen nach. Oder sie machten sich hübsch, um sich später bei einem Sonntagsbrunch so lange den Bauch vollzustop-

fen, bis es ihnen aus den Ohren wieder herauskam. Oder sie schauten den Sonntagabendkrimi vom vergangenen Wochenende, weil sie da keine Zeit gehabt hatten. Es gab heute viele technische Möglichkeiten, Versäumtes nachzuholen. Oder zu verschieben. Oder rückgängig zu machen. Leider.

Nur der Tod ließ sich noch nicht rückgängig machen.

Wenn es anders wäre, hätte er dem Toten unter dem Klavier auf die Schulter getippt, gesagt, nun sei es gut, er hätte seinen Auftritt gehabt und könne nach Hause gehen, und die Sache wäre für ihn erledigt gewesen.

Ein paar Fotografen sausten draußen vor dem Kunsthaus umher, zückten Mikrofone und brachten eine Fernsehkamera in Stellung. Brendle wunderte sich jedes Mal aufs Neue, woher diese Leute so schnell Wind von einem nicht geklärten Todesfall bekamen. Die mussten doch einen siebten oder achten Sinn für solche Tragödien haben. Und in Gedanken Geldscheine flattern sehen, weil ihre Nachricht auf der Titelseite einer Zeitung prangte und das Internet die Neuigkeit weltweit verbreitete. Waren das noch Zeiten, als es dieses Zeug mit den Einsen und Nullen noch nicht gegeben hatte. Alles war geruhsamer, gemächlicher. Ein Tag war noch ein Tag.

Dafür war auch die Aufklärungsquote geringer.

Wenn irgendwo in einem Hochhaus wochenlang ein vergessener Bewohner tot in seiner Wohnung lag und sich niemand darum kümmerte, interessierte das kaum jemanden. Da witterten sie keine Story. War doch nur ein einsamer alter Mann, eine verbitterte alte Frau, die nun verstorben war. Verarmt. Vergessen, vom Vater Staat abhängig, der nun auch noch für die Beerdigung aufkommen durfte. Das war keine Geschichte, die auf der Titelseite für Aufsehen sorgte. Das war Alltag. Vielleicht reichte es für einen Dreizeiler in der örtlichen Presse.

Brendle beobachtete Dr. Gabelmann. Ein seltsamer Typ. Drahtig, hager, einen halben Kopf größer als er selbst. Er war zeitlos gekleidet, nicht elegant, trotzdem ausgehändig. Als müsste er demnächst eine Rede halten. Spontan und ganz ohne Krawatte, dafür mit Sakko. Er schätzte Dr. Gabelmann irgendwo zwischen fünfzig und sechzig. Von ihm ging eine gewisse Autorität aus. Gleichzeitig konnte Brendle sich vorstellen, dass Dr. Gabelmann vieles, was im Kunsthaus geschah, vor der Öffentlichkeit verbarg.

Von der Eingangstür drangen Stimmen bis nach vorne zum Konzertflügel. Zwei Männer in weißen Overalls schauten sich um. Blitzlichter erhellten das Kunsthaus. Rot-weiße Absperrbänder wurden durch den Raum gezogen. Sie folgten der Spur, die sich auf dem Fußboden abzeichnete.

»Na endlich«, knurrte Brendle. »Ich dachte schon, die Leute von der Spurensicherung kommen überhaupt nicht mehr. Typisch Provinznest. Seid ihr extra aus München gekommen?«

Dr. Gabelmann räusperte sich.

»Wir haben gleich nebenan die Regierung von Mittelfranken«, sagte er leise. »Wenn Sie wollen, dann können Sie dem Bezirkstagspräsidenten, dem Bezirkspräsidenten und auch der Oberbürgermeisterin von Ansbach einen schönen Tag wünschen. Von einem Provinznest kann keine Rede sein.«

»Nein. Danke.« Die Antwort von Brendle war knapp. »Alles, was kleiner ist als München, ist für mich ein Provinznest. Basta.«

»Sind Sie aus München?«

Brendle antwortete nicht. Er kniete neben dem Toten nieder, zog sich Handschuhe an und kroch unter den Flügel. Dort saß er, den Kopf eingezogen, die Wanderstiefel von sich gestreckt. Dann legte er sich neben den Toten, was ein paar akro-

batische Verrenkungen von ihm erforderte, gab Acht, nicht in die inzwischen angetrocknete rote Flüssigkeit zu geraten, und starrte nach oben. Es schien, als würde er die Lage des Toten einnehmen und versuchen, dessen Gedanken zu erraten. Was immer er zu sehen erhoffte, die Position dafür war unbequem.

Nach einer Weile kroch Brendle wieder unter dem Flügel hervor, streckte sich und schlurfte zum Eingang des Kunsthauses. Seine Schnürsenkel schleifte er hinterher.

Die Herren von der Spurensicherung knieten inzwischen auf dem Fußboden. Langsam robbten sie die Fliesen entlang, den Allerwertesten in die Höhe gereckt, leuchteten Ecken aus, tupften mit Pinseln den Staub von den Fliesen und stiegen auf Besucherstühle. Lichter blitzten, auf einem Schreibblock wurden Notizen gemacht.

Vor den großen Fenstern des Kunsthauses drückten sich Schaulustige die Nasen platt. Dr. Gabelmann versuchte, sie durch Handzeichen zum Weitergehen zu bewegen, vergeblich.

Die Stimme von Kommissar Brendle hallte durch das Kunsthaus.

»Ich möchte jeden Tropfen Blut gezählt wissen, verstanden? Jeden Schmierer, jeden Spritzer an der Wand, alles ... Und machen Sie mir die Dame vom Frühling ausfindig.«

»Frau März?«

»Ja genau. Die meine ich.«

Brendle war wieder bei Dr. Helmut Gabelmann angekommen, der es kaum wagte, sich von der Stelle zu bewegen. Er verharrte in der Nähe seines geliebten Konzertflügels, als müsste er ihn vor dem Toten beschützen.

»Wie lange denken Sie, wird die Angelegenheit in Anspruch nehmen?« Die Stimme von Dr. Gabelmann klang besorgt.

Brendle zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Bringen Sie mir den Mörder oder die Mörderin, vielleicht gleich heute im Lauf des Tages, und dann ist die Sache ganz schnell erledigt. Warum fragen Sie?«

»Nun ja, wir haben viele Veranstaltungen im Kunsthaus. Vernissagen, Konzerte, Lesungen. Neben der aktuellen Ausstellung finden im Nebenzimmer auch Kurse für Kinder statt.«

»Die werden ausfallen müssen.«

»Außerdem haben wir heute Abend einen Empfang für einen Sponsoren. Das ist sehr wichtig.«

»Sponsoren?« Brendle zog die Augenbrauen nach oben. Er konnte das gut. »So so.«

In Brendle begann es intensiv zu arbeiten. Wenn ein Kunsthaus Sponsoren brauchte, dann ging es ihm finanziell nicht gut. Das war wie bei einem Unternehmen. Vielleicht machte es Verlust. War der Tote ein Sponsor, der sich weigerte, mehr Geld in das Kunsthaus zu investieren?

»Dieser Herr Lieblich«, sagte Brendle. »Was machte der eigentlich so? Kannten Sie ihn?«

»Herr Lieblich hat sich intensiv mit den Künstlern befasst, die hier im Kunsthaus ausstellen. Welchen Beruf er hatte, kann ich nicht sagen, wir haben nie darüber gesprochen.«

Kein Beruf, dachte Brendle. Vielleicht ein Privatier? Ein Gönner? Ein Kunstmäzen?

»Interessant. Und weiter?«

»Manchmal hielt Herr Lieblich hier auch Lesungen. Es waren immer besondere Veranstaltungen. Leider kamen zu seinen Lesungen kaum Besucher.«

»Hatte Herr Lieblich Feinde?«

Brendle musste diese Frage stellen, auch wenn sie ihm zuwider war. Dr. Helmut Gabelmann hob entschuldigend die Hände.

»Wer hat nur Freunde? Sicher ist, dass er häufig bei den Künstlern im Atelier war. Er beobachtete ihre Arbeit. Was sie taten, wie sie malten, wie sie ihre Werke entstehen ließen. Darüber schrieb er.«

Das wurde ja immer besser. Oder schlechter.

Ein Toter, von dem man nicht wusste, wovon er lebte, bei dessen eigenen Lesungen kaum jemand zuhörte, der aber anderen Künstlern bei der Arbeit zuschaute.

Der Schmerz in Brendles linker Schläfe schickte kleine Nadelstiche. Er würde wohl den ganzen Tag über damit zu tun haben. Eine scheußliche Vorstellung. Und nun musste er sich nicht nur um die Vergangenheit eines Toten in einem Kunsthaus kümmern, sondern auch noch um die Befindlichkeiten von irgendwelchen Künstlern, die Lieblich besucht hatte. Sie alle könnten etwas zum Tod beigetragen haben.

»Ich möchte eine Liste mit allen Künstlern, von denen Sie wissen, dass Lieblich mit ihnen Kontakt hatte. Geht das?«

»Sicher. Aber Herr Lieblich war auch mit Künstlern befreundet, die nicht im Kunsthaus ausgestellt haben.«

Auch das noch. Die Angelegenheit weitete sich aus. Wie ein Stein, der ins Wasser geworfen worden war und nun kleine Wellen verursachte. Die Kreise wurden größer, immer größer.

Brendle sah einen Berg mit Arbeit auf sich zukommen. Der Berg baute sich vor ihm auf wie ein kleiner Mount Everest. Und er musste da hinauf. Oder da hindurch. Oder außen herumlaufen und schauen, wo der bequemste Weg war, der nach oben führte. Und ein Ergebnis brachte. Oder was auch immer.

Bergwandern mochte er. Das kannte er. Da fühlte sich seine Seele wie zu Hause.

»Tut mir wirklich leid«, meinte Brendle. Und nun war er irgendwie freundlicher. »Ich fürchte, Sie müssen mir helfen. Ich benötige also die Liste von den Künstlern. Dann die Adresse vom Toten. Ich muss seine Frau benachrichtigen. Außerdem will ich alle Adressen der Sponsoren Ihres Kunsthauses, und dann schauen Sie bitte, dass sich Frau März bei mir meldet, wenn sie vom Arzt zurück ist.«

# 2

*Eins. Zwei.*

Jetzt kommen sie mit weißen Tüchern. Ich wusste nicht, dass weiße Tücher zum Fundus des Kunsthauses gehören. Vielleicht haben wir auch gelbe Mäuse und grüne Elefanten. Ich wäre mir nicht sicher, dass es solche Dinge bei uns nicht gibt. Aber sie können keine grünen Elefanten ins Fenster stellen, auch wenn es lustig aussähe. Das wäre unpassend. Große, weiße Tücher sind besser. Damit verhängen sie die Fenster.

Ich sehe die Enttäuschung in den Gesichtern der Leute, die sich ihre Nasen am Fenster platt gedrückt haben. Es gibt nichts mehr zu sehen. Keine Leiche. Keinen Kommissar. Auch keinen Konzertflügel. Das ist traurig. Die Lippen in den Gesichtern bewegen sich.

Ich muss nicht hören, was sie sagen.

Ich weiß es auch so.

Es ist ein kleines Schauspiel.

Vielleicht auch Comedy.

Wie im Fernsehen.

Nur direkt in der Reitbahn von Ansbach.

Und das geht so:

Schade, jetzt sehen wir nichts mehr.

Endlich passiert mal etwas Interessantes im Kunsthaus, und dann hängen sie weiße Tücher auf.

Stimmt. Diese Bilder dort sagen mir nichts. Blaue Bäume.

Wer sich so etwas nur ausdenkt?

Meinen Kindern darf ich das nicht erzählen. Die fragen mich höchstens, ob es irgendwo tatsächlich blaue Bäume gibt.

Waren Sie schon in der Ausstellung?

Einmal. Kurz nach der Vernissage. Wissen Sie, ich mag diese Eröffnungsfeiern nicht. Da muss man sich unterhalten und mit lauter studierten Leuten reden. Oder seine Meinung zu den Kunstwerken sagen.

Also ich sag da lieber nichts.

Ich schon. Aber damit können dann die anderen meistens nichts anfangen.

Gelächter.

Mir geht es genauso. Aber der Tote dort unter dem Klavier, der sagt mir etwas.

Wirklich? Ihnen auch?

Ja. Der sagt mir, dass mir das Kunsthaus schon immer seltsam vorgekommen ist. Da war mir der Discounter, der vorher drin war, viel lieber.

Da haben Sie Recht. Immer gab es Angebote.

Aber manches hatten sie nicht.

Die Markenwaren fehlten halt ein wenig.

Und die Gewürze! Meinen geliebten Pfeffer zum Beispiel, den mit Chili drin, haben sie nie bestellt. Obwohl ich ein paar Mal gefragt habe.

Dafür war es ein Discounter. Zum Sparen. Und Einkaufen.

Genau. Im Kunsthaus kann man ja nicht einkaufen.

Da kann frau nur Kunst anschauen.

Aber davon kriegt frau die Familie nicht satt.

Erneut Gelächter.

Und dann diese Leute.

Sie sagen es.

Wie die sich immer anziehen. So außergewöhnlich designt. Als könnten die nichts Normales tragen.

Das meine ich auch. Schnürchen und Bändchen und Hütchen und Krawattchen.

Krawattchen tragen nur die Offiziellen.

Manchmal.

Und es sind sogar Löcher in den Hosen.

Bei den Offiziellen?

Nein, bei denen nicht. Aber bei den anderen.

Ich kenne da einen, der schaut aus, als würde er manchmal unter einer Brücke schlafen.

Aber der ist wirklich nett zu den Kindern.

Woher wissen Sie das?

Na. Der bastelt doch mit denen.

Kleine Pause. Erstaunte Gesichter.

Dann Empörung.

Das ist ja höchst gefährlich. Überlegen Sie einmal. Basteln mit Kindern. Was da alles passieren kann. Zuerst ist es der nette Onkel, und dann ...

Ach, was. Der ist wirklich in Ordnung. Der nimmt nur Naturmaterial. Kleine Äste. Korken. Bindfäden. Was weiß ich. Die Kinder lieben ihn. Das ist ein Naturkünstler. Und er macht Musik. Und Kunst. Und lustig ist er auch. Aber er hat komische Ansichten. Ich glaube, er lebt ganz ohne Strom.

Hat der keine PV-Anlage?

Keine ... was?

Na diese Dinger auf dem Dach, vor denen sich die Feuerwehr so fürchtet.

Ach, Sie meinen eine Photovoltaik-Anlage. Nein, die hat er nicht. Der lebt wirklich ohne Strom.

Wussten Sie, dass der sogar ein Spiel erfunden hat?

Der ohne Strom?

Ja, genau der. Er heißt Peter. Mehr weiß ich nicht. Und sein Spiel heißt *Kitzeldiekatz*.

Wie heißt das?

*Kitzeldiekatz*.

Wortloses Nachdenken. Dann Entsetzen.

Ist das nicht was Unmoralisches?

Von wegen. Meine Kinder spielen damit. Die lachen sich halbtot. Es hat sogar einen Preis gewonnen, weil es pädagogisch so wertvoll ist.

Und dann lebt der ohne Strom? Der muss doch total reich sein, wenn er für sein Spiel einen Preis bekommen hat.

Das ist ein Künstler. Der macht sich nichts aus Geld. Außerdem glaube ich nicht, dass er reich ist. Sonst hätte er keine Löcher in den Hosen.

Sie sagen es.

Die Nasen vor den Fenstern sind verschwunden. Die Meute verläuft sich. Weiße Tücher bewirken manchmal kleine Wunder.

Ich blicke auf Lieblich hinab. Er liegt noch immer unter mir. Aber Herr Lieblich ist nicht lieblich. Tote sind selten etwas, das mit Schönheit zu tun hat. Tote sind Vergangenheit. Gelebtes Leben. Verbrauchte Gefühle. Vergessene Leidenschaften. Alles dahin.

So ein Leben spiegelt sich im Tod. Was trägt er in seiner letzten Stunde? Anzug oder Jogginghose? Feines Hemd oder T-Shirt?

Lieblich trägt ein Sakko. Älteres Modell, farblich eine Mischung zwischen dunklem Gelb und Hellbraun. Dazu eine dunkle Hose, schwarze Socken, schwarze Schuhe. In dieser Kleidung hielt er manchmal eine Lesung.

Lieblich ist kein schöner Anblick. Er liegt auf dem Bauch, die Arme halb unter sich begraben, verkrampft und entspannt zugleich. Die Stirn ruht auf den kalten Fliesen, als wollte er den Boden küssen.

Unter seinem Kopf und um seinen Oberkörper hat sich ein kleiner See gebildet. Ein dunkelroter, halb eingetrockneter See. Wenn ein Pianist einen Ton suchen würde für diesen Anblick, einen einzigen, einsamen Ton, um diese letzten Minuten mit Musik wiederzugeben, würde er zur Kontra-Oktave greifen. Ganz links auf meiner Tastatur.

Für einen Moment würde sein Finger über einer Taste schweben.

Als würde er Kraft holen.

Weil dieser eine Moment unendlich viel Kraft braucht.

Dann würde er die Taste drücken.

Mit Vehemenz.

Einmal.

Pause.

Das ist die Geburt.

Ein Paukenschlag ins Leben.

Brutal.

Herausgewürgt aus einem weiblichen Leib.

Unter Schmerzen geboren.

Der Ton hallt lange nach. Hart und klar. Endlich ist Eduard geboren. Welch ein Leben. Und wie lange das dauerte. Als hätte dieser Ton erst erfunden werden müssen.

Geht das nicht einfacher, nicht süßer, leichter, fröhlicher?

Nein.

Für Lieblich gibt es keinen anderen Ton.

Und nun ist alles anders.

Ein zweites Mal. Die Kontra-Oktave. Bis fünf zählen. Den Anschlag wiederholen. Schneller, immer schneller. Als würde das Leben vorbeiziehen in einem hektischen, gnadenlosen Lauf.

Älterwerden im Zeitraffer einer Diashow.

Die ersten Gehversuche, Stürze.

Wie Lieblich Rad fahren lernt.

Sein erster Schultag.

Kleine Pause.

Verschlaufen. Der Ton aus der Kontra-Oktave hallt nach.  
Ein dunkles Brummen.

Dann weiter.

Gleichmäßiger Anschlag. Wie Herzklopfen beim Spazie-  
rengehen. Ein beständiger Takt.

Lieblich.

Seine Laufbahn in der Schule.

Nichts Besonderes.

In der achten Klasse ist er nicht versetzt worden. Ma-  
the und Physik waren die Übeltäter. Oder die Lehrerin. Das  
kann jedem passieren. Und er war verliebt. Ja, Eduard Lieb-  
lich war zum ersten Mal in seinem Leben so richtig ver-  
liebt. Er konnte sich in der Schule nicht mehr konzentrieren,  
dachte an nichts anderes. Es war ein Mädchen aus der Nach-  
barklasse. Lange braune Haare, eine leise, sehr leise Stimme.  
Sie hieß Anita.

Kann ich mit einem einzigen Ton einen Walzer spielen?  
Er käme zur rechten Zeit.

Eins-zwei-drei.

Eins-zwei-drei.

Anita wollte ihn nicht. Aber das sagte sie ihm nicht direkt.  
Sie ließ ihn am ausgestreckten Arm verhungern. Wich aus.  
Hatte Ausreden. Und er fragte sie oft. Ob sie mit ihm gehen  
wolle. Einen Nachmittag für ihn Zeit hätte. Sie könnten sich  
nach der Schule treffen. Irgendwo.

Eins-zwei-drei.

Eins-zwei-drei.

Der erste Ton wird härter angeschlagen, die nachfolgen-  
den sanfter.

Lieulich verstand das Spiel von Anita lange nicht. Er war – ich muss das so deutlich sagen –, er war ein Depp. In der Pause suchte er ihre Nähe, hockte wie ein kleiner Hund neben ihr und schaute zu, wie sie ihn nicht beachtete. Manchmal griff sie nach seiner Hand, ganz nebenbei. Und der kleine Eduard war glücklich. Er empfand diese belanglose, flüchtige Berührung als Beweis ihrer Zuneigung. Wenn sie über seine Finger strich durchfuhr es ihn vom kleinen Zeh bis zu den Haarspitzen, und der Platz in seiner Unterhose wurde eng. Sehr eng. Eduard glaubte wirklich, er sei am Ziel seiner Träume. Anita würde ihm einen Treffpunkt mitteilen. Ihm ihre genaue Adresse geben. Sie würden sich in den Ferien kleine Liebesbriefe schreiben. Mit roter Tinte und einer Sondermarke auf dem Kuvert. Dachte er. Hoffte er. Wie nett.

Alle lachten über ihn. Heimlich, hinter vorgehaltener Hand.

Schau, der kleine Eduard. Wie der sich von dem Mädchen vorführen lässt. Die spielt mit ihm. Die hält ihn wie einen kleinen Hund.

Komm, mein Wauwau. Komm.

Und die ganze Klasse wusste es. Auch die Parallelklasse. Dort gab es nur Mädchen.

Nur Mädchen!

Eines netter und hübscher als das andere. Eine betörende Auswahl. Klein. Groß. Mittel. Dick. Dünn. Mit oder ohne Babyspeck an den Hüften. Blond und brünett, dauergewellt und glatt geföhnt. Es gab sogar Mädchen, die hatten eine Zahnspege. Die Auswahl in der Parallelklasse ließ keine Wünsche offen. Und ausgerechnet in die Anita hatte er sich verguckt. Wegen der langen braunen Haare, ihrer Stimme.

Eins-zwei-drei.

Eins-zwei-drei.

Die Töne werden schwächer. Der Takt geht verloren. Als Eduard endlich verstand, dass das Mädchen mit den langen braunen Haaren ihm zwar schöne Augen machte, aber sonst nichts, wirklich nichts laufen würde zwischen ihnen, verweigerte er sich dem Lernen.

Er war ohnehin keine Leuchte in Mathe.

Eine Arbeit in Physik versaute er absichtlich. Die Dichte und die Wichte. Er wusste es, aber er brachte es mit der Masse durcheinander.

Welche Masse hat die Dichte?

Gab es ein Maß für enttäuschte Liebe?

Wie eng waren sie nebeneinander gesessen, Anita und er?

Wenn sie nur nicht diese leise, verführerische Stimme gehabt hätte. War ihre Nähe mit der Dichte von Gemeinheit gleichzusetzen?

Ungefähr so schrieb er es in die Schularbeit. Die Lehrerin schmunzelte nicht, als sie ihm die Arbeit auf den Tisch legte. Sie schaute ihn an, Enttäuschung im Blick. Von ihren Lippen kam ein Satz, der sich so anhörte, als müsste er das doch gewusst haben.

Was meinte sie damit? Dass er gewusst haben musste, welche ungeheure Dichte die Nähe von Anita besessen hatte? Dass er gewusst haben musste, welche Schauspielerei dahintersteckte?

Eduard schrieb in dieser entscheidenden Arbeit eine glatte Fünf. Wie er die Punkte für die Fünf zustande brachte, wusste er nicht.

Er hatte auf eine Sechs gehofft.

Es war ihm egal. Es war seine Rache. Er meinte mit dieser Arbeit nicht die Physik. Enttäuschte Liebe ließ sich nicht in Formeln pressen.

Die Dauer der Berührung multipliziert mit der Tiefe der Enttäuschung ergibt in der Summe niemals den Schmerz der Liebe.

Er meinte mit dieser Arbeit sich selbst. Er wollte dieses Unbegreifliche begreifen, wollte vor sich selbst bestehen und der Klasse beweisen, dass er es drauf hatte.

Die Fünf in Physik war sein Glück. Er schaffte die Klasse nicht. Als er die achte Klasse zum zweiten Mal besuchte, ging es ihm besser. Anita vergaß er. Sie drehte mit ihren Freundinnen weiter ihre Runden auf dem Pausenhof.

Eins-zwei-drei.

Eins-zwei-drei.

Er beachtete Anita nicht mehr. Irgendwann, kurz bevor sie die zehnte Klasse beendet hatte und es in der Schule die obligatorische Sommerparty gab, tanzte er mit ihr. Sie hatte ihn dazu aufgefordert, nicht er sie.

Es tue ihr leid, wegen damals, hauchte sie ihm ins Ohr, als sie Blues tanzten.

Eins. Zwei.

Wirklich, Eduard, das musst du mir glauben. Es tut mir aufrichtig leid. Ich wollte das nicht.

Eins. Zwei.

Sie drehten sich im Kreis, als hätten sie noch niemals etwas anderes getan. Eine unberührte Vertrautheit, so schien es. Und die Klassenkameraden schauten schon wieder.

Sind die jetzt doch zusammen?

Wenn er nur nicht so verletzt worden wäre von ihr. Das war tief gewesen, so verdammt tief.

Eins. Zwei.

Santana dröhnte aus den Boxen. *Samba pa ti.*

Sie drückte sich an seinen Körper, Eduard drückte zurück.

Es hätte so schön sein können, dachte er.

So schön wie im Traum.

Eins. Zwei.

Sie habe damals mit ihren Freundinnen eine Wette abgeschlossen, sagte sie. Wie dumm von ihr.

Eins. Zwei.

Dass sie es schaffen würde, ihn auf sich aufmerksam zu machen. Und das sei ihr auch gelungen.

Hauchte sie in sein Ohr.

Jetzt sei es ihr peinlich.

Aber sie habe es genossen, damals.

Dass er sie so angehimmelt habe.

Eins. Zwei.

Eins. Zwei.

Aber dann.

Eins. Zwei.

Santana ließ die Gitarren jubeln.

Auch andere Paare versanken in Zweisamkeit.

Eins. Zwei.

Das war doch so ausgemacht.

Eine blöde Wette.

Wirklich.

Aber dann würde sie ihn links liegen lassen.

Hatte sie versprochen.

Eins. Zwei.

Den Freundinnen.

Eins. Zwei.

Ihr Lohn war eine Flasche Sekt.

Flüsterte sie ihm ins Ohr.

Wort für Wort.

Mit vielen Pausen.

Es hörte sich an wie ein Geständnis.

Eins. Zwei.

Den Sekt hat sie mit den Freudinnen getrunken.

Und sich dann übergeben.

Ein grauenhaftes Zeug.

Es tue ihr leid, wirklich.

Eins. Zwei.

Und dann noch einmal.

Es tue ihr leid.

Und sie drückte sich an ihn.

Von Kopf bis Fuß, von rechts nach links.

Was für ein Gefühl.

Das hätte sie alles haben können.

Früher schon.

Viel länger.

Denkt sie.

Blöde Wette.

Eins. Zwei.

Er spürte ihren Körper, diese beiden kleinen, festen Hügel an seiner Brust, strich mit seinen Händen über ihren Rücken und vielleicht, so dachte er, wird nun alles gut.

Eins. Zwei.

Als Santana seinen letzten Ton auf der Gitarre in die Aula hinausgejauchzt hatte und der Discjockey Van Halen ankündigte, standen sie immer noch da.

Ob er nach der Party noch etwas Zeit für sie hätte?

Ihre Haare kitzelten sein Gesicht.

Es roch frisch und luftig.

Der Hauch einer Sommerwiese.

Er überlegte.

Lange und intensiv.

Ungefähr zehn Sekunden.

Vielleicht auch länger.

Van Halen jumpete schon durch die Aula.

Eduard hatte keine Zeit. Er traute ihr nicht. Vielleicht ging es schon wieder um eine Wette.

Das war seine Jugend.

Ein Teil davon.

Lieulich vergaß die Sache mit Anita nie. Einmal schrieb er darüber, ein winziger Ansatz in einer Kurzgeschichte. Mehr ein Fragment, denn eine Geschichte. Aber er konnte nicht mehr davon preisgeben. Es war zu persönlich.

Das Publikum hätte sofort bemerkt, was los war.

Ihm Taschentücher auf die Bühne geworfen.

Lieulich skizziert seine erste, unglückliche Liebe. Und ihm kommen beinahe die Tränen. Seht nur, wie er noch immer leidet.

Das wollte er sich ersparen.

Als er die Geschichte vortrug, saß er zitternd am Tisch, gleich neben mir. In seinen Händen vibrierte ein Blatt Papier, auf dem der Text stand, und ich spürte, wie sein Herz schlug. Es übertrug sich auf meinen Resonanzboden.

Gleichmäßige Schläge.

Wieder dieser Ton aus der Kontra-Oktave.

Das Echo seiner Jugend.

Und jetzt ist er tot.

Lieulich ist kein schöner Anblick. Sein Rücken ist mit diesem alten Sakko bedeckt, dann kommt die Hose, seine verdrehten Beine, schwarze Socken, schwarze Schuhe. Die Schnürsenkel sind offen.

Wenn sie ihn umdrehen, will ich nicht hinsehen.

Pedale, ihr schaut nach vorne.

Ihr drei Rollen an den Beinen: Ruhe. Ihr bewegt euch keinen Millimeter, verstanden?

Und du, mein lieber Deckel, mein Korpus: Ihr hört auf zu glänzen. Werdet matt, ganz matt. Hochglanz verträgt sich nicht mit einem entstellten Gesicht. Nur die Farbe ist richtig: ein tiefes, dunkles Schwarz.

Noch einmal die Kontra-Oktave.

Kein Walzer jetzt.

Ein entsetzlich harter, steifer Finger auf der Taste, gefühllos für Nuancen. Brutaler Klang. Zehnmal angeschlagen. Hundertmal. Tausendmal. Ein Stakkato.

Kurze Pause.

Wie Atem holen.

Der steife Finger verlässt die Tastatur.

Und wird weich.

Der letzte Ton heißt Abschied.

Kaum merklich wird die Taste gedrückt, der Hammer berührt die Saite, als wollte er sie streicheln. Ein sanftes, tiefes Brummen entsteht.

Hallt nach.

Verklingt.

Vorbei.

» Die Bäume hätten eingreifen müssen. Dazwischen-  
gehen. Damit es nicht passiert. Sie haben sich nicht  
von der Stelle bewegt. Keinen Millimeter. Als wären sie  
fest in dem Fliesenboden verwurzelt. Und nun liegt er  
da und rührt sich nicht. Er schreit nicht, atmet nicht.  
Und ich habe Angst, ein bisschen. «

**Nur das Klavier war Zeuge des Mordes im Aus-  
stellungsraum. Eine echte Herausforderung für  
Kommissar Brendle, der sich redlich bemüht,  
Licht ins Dunkel zu bringen ... Atmosphärisch  
dicht, skurril, vielstimmig: ein wahrlich musika-  
lischer Kunstkrimi!**

ars vivendi  
**Krimi** 

ISBN 978-3-86913-417-8



9 783869 134178

€ 14,90 [D/A]

[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)